

(Nachdruck verboten.)

Der Kasfl vom Hollerbräu.

42] Roman von R. von Seydlitz.

(Schluß.)

Dies alles sagte Kasfl trotzig und energisch. Gaslinger fühlte ein menschliches Mitleiden; er brach die Unterhaltung ab, und erklärte sich einverstanden, zu warten. — Aber drüben im Comptoir Kofberger's, wohin Kasfl Geschäfte halber mußte, ging die Sache weiter. Kofberger hatte gar keine Lust, zu warten, bis Agathe entweder starb oder genas; er geriet mit Kasfl hart aneinander, erklärte ihm rundweg, es sei seine (Kasfl's) Pflicht, auf eigene Faust heute noch zu Frau Ebelein zu gehen und um die Hand der Tochter zu bitten. „Vielleicht, daß s' Dir s' no gibt, eh der Skandal sich rumspricht. Nachher, wenn D' net hingehst und anhalst, na hast die Ehr von der Familie am Gewissen. Bedenk doch, die Ehr vom Fräulein —“

„So, von der“, erwiderte Kasfl, aufs höchste gereizt, — „so von der; die alte, die alle Leut hab'n sitzen lassen, die jezt noch gut genug is für'n Bräumeister, weil s' ja andrer nimmt. So, d' Ehr von der alt'n Jungfer; die hat wohl kein' Skandal g'habt dazumal mit dem Leutnant?“

„Kasfl!“ schrie Kofberger, „so redst net von Ebeleins, so lang D' beim Hollerbräu bist, — i leid's net.“

„I hab nig Unwahr's g'sagt, aber Ihr könnt ein'n rein verrückt mach'n. — I dien 'm Hollerbräu, aber net dene zwei Frauenzimmern, von dene will i nig wissen. I kenn s' nimmer, für mi sind s' net da.“

„Na, gut is; nacha könnt's leicht sein, daß s' Dir mit gleicher Münz' zahl'n; auch alle Rücksicht beiseit thun, und beantragen, daß das Direktorium 'n andren Bräumeister sucht!“ —

„So—o?!“ schrie Kasfl bleich vor Wut, — „also weil der Sklav der Herrin net pariert, wird er ausg'schafft?! Dees könnt's leicht hab'n. I — wart' net lang, i geh' von selbst. Aber — dann gut' Nacht, Hollerbräu! Wann i in d' Konkurrenz geh, da schaut's nur nach'm ordentlichen Erfas für mi. Werdt's scho g'spür'n, wie viele solche da sind und zum hab'n sind, als wie-r-i!“

Sprach's und ging und schlug die Thür zu.

Kofberger ärgerte sich, mit der Entlassung gedroht zu haben. Aber er dachte sogleich, daß Kasfl sich das wohl überlegen würde, namentlich da Agathe's Zustand ihn so sehr beschäftigte.

Eitel Zanl gab's; auch hatte Kofberger ein Länzchen mit seiner Frau. Aber ebenso wie Kasfl sofort gespürt hatte, daß niemand von der Verrätere der Frau Kofberger gemerkt hatte, so merkte diese auch sofort, daß ihr Mann nichts von ihrem Thun erfahren hatte. So hatte sie es leichter und wies seine Anschuldigungen led zurück.

Seimlich sah sie natürlich doch nach Agathe; sie besuchte sie im Krankenhause gerade, als Hegebart an ihrem Betrand sah und in tiefster Erschütterung, aber auch innigster Freude eben von ihr die ersten herzlichen Worte gehört hatte.

Agathe machte, seit sie alles erfahren und seit er täglich bei ihr sah, die schnellsten Fortschritte in der Besserung. Ihre selig-gehobene Stimmung wirkte stärkender als alle Arznei.

Und im Hotel war's gelungen, die Sache als einen Unglücksfall darzustellen; der Gast, der sie beobachtet, war morgens nach England abgereist, die Bediensteten hatten von Kasfl mächtige Schweigegelder erhalten, und der Arzt war vernünftig genug, auch zu schweigen.

Aber Kasfl hatte noch andre Sorgen: seine Spekulationen. Damit wollte es gar nicht recht gehen. Er sah gerade in diesen Tagen ein, daß er am Letzten des Monats mit einem schweren Verlust abschließen mußte.

Und in der bangen Bedrückung, welche dieser Erkenntnis folgte, ging er in sich und erkannte, daß er weit übers Ziel hinausgeschossen sei. Die Augen offen haben für ein Geschäft, das sollte und durfte er ja. Aber dem Gewinn auf unsicheren

Begen nachzulaufen, das war nicht mehr kaufmännisch im besseren Sinn. Und er schwor sich, zukünftig von solchen Dingen die Hand zu lassen.

Wohl nie in seinem Leben hatte er so am Scheidewege gestanden.

Noch stand er ja vor der Wegteilung. Noch konnte er wählen.

Hier Bibi Ebelein, Ansehen, Reichtum und zuletzt sein altes Endziel, die Herrschaft im Braureich, die Eroberung Münchens.

Dort sein armes Agathe, scheele Blicke, Verlust seiner Stellung, bescheidenes Auskommen und der Zwang, wieder anderswo anzufangen, vielleicht lebenslang zu ringen, ohne Hoffnung, jene Machtstellung je zu erreichen.

Er rang hart und schwer. Einen Tag siegte Vernunft, einen andren Liebe. Denn so nüchtern und klug er im Geschäft war, so heiß war die alte frühere Leidenschaft in hellen Flammen in ihm aufgeschlagen, so daß er Mühe hatte, seine mutmaßliche Zukunft durch den betäubenden Rauch dieser Flammen zu erkennen.

Und andererseits, so heiß er liebte, hatte er doch lange genug ohne Agathe gelebt und gearbeitet, um zu wissen, daß es auch ohne sie gehen konnte.

Wirklich? Jezt noch, nachdem sie wiedergekehrt, nachdem sie seinetwegen sich ein Leids angethan, jezt, wo er sie täglich sah und ihre wiederkehrende Lebenskraft mit seiner ernstesten treuen Liebe nährte?

Wäre es nicht abgrundtiefe Schlechtigkeit, das arme vertrauende Herz zu täuschen? — Er schämte sich vor sich selbst, beim bloßen Gedanken.

Aber der Gedanke kam doch wieder. Wie, wenn sie nun nicht genesen, sondern sterben möchte; hätte er da nicht das eine Glück von sich gestoßen, um das andre zu verlieren?

Würde Bibi ihn nach dem Tode Agathe's noch annehmen?

— Und endlich kam ein trüber Tag, wo Agathe's Kräfte nachließen und der Arzt unsicher und unklar auf seine Frage antwortete. Sie hatte hohes Fieber und schien ihn nicht zu erkennen.

Da ging er durch die Anlagen des Krankenhauses heim, wo die Fülle des Frühlings prangte, und ballte in den Taschen die Hände. Er hielt den gegenwärtigen Zustand nicht aus, jede Aenderung war willkommen. Und ohne daß er's merkte, kam ein Entschluß zu stande.

Er wollte direkt zu Frau Ebelein gehen und ihr aufrichtig und ohne Verschweigen und Winkelzüge seinen Zustand schildern; schon daß er sich einmal gegen irgendwen aussprechen könnte, schien ihm eine Wohlthat. — Er wollte ihr alles sagen, wie ein Kind der Mutter. Mein Gott, die Frau mußte doch ein Einsehen haben. . . .

Er setzte sich auf eine Bank am Sendlingerthor und vertiefte sich in die neue Idee. — Er würde dankbar und vertrauensvoll sein. Er würde ihr auch sagen, wie sehr er die Tochter schätzte und die Ehre der Verbindung erkenne. Er wüßte es ja, er sei ein armer Güttersohn, ohne angesehene Familie, ohne nennenswertes Vermögen. Aber er sei zu ehrlich, er könne nicht. Sie möge nur bedenken, wenn eine, die man lange Jahre im Herzen getragen, gerade vielleicht im Sterben liegt, — was müsse das für ein Mann sein, der da unterdeß um eine andre freit? — Und darum, so wolle er schließen, bäte er um Bedenkzeit. Das sei freilich, er wisse es, kein Herkommen. Aber wenn sie ihn wirklich als Schwiegerjohn betrachtet habe, möge sie ihm dies seltsame Verlangen erfüllen, um seiner Ehrlichkeit, um des Gedeihens der etwaigen Ehe mit Bibi willen. Und dann, — so fiel's ihm noch zuletzt ein, und der Gedanke schien ihm gut, — wolle er wiederkommen, anhalten, und Bibi lieben lernen. Mehr konnte die Frau nicht verlangen von ihm, wie er nun einmal war, als Aufrichtigkeit und guten Willen! Er fühlte es voraus, das mußte sie mild stimmen und für ihn gewinnen.

Und er stand auf und ging schnurstracks nach Hause, um einen schwarzen Rock anzuziehen. Denn ohne solchen konnte er seinem Gefühl nach nicht zu Frau Ebelein.

In der Brauerei gab's einiges zu thun, er kam nicht

gleich zum Umkleiden. Direktor Haslinger rief ihn auch noch ins Privatcomptoir.

„Sehr ungern, lieber Bräumeister, muß ich heute eine Ermahnung an Sie richten. Sie sind sonst ein Muster von Fleiß und Umsicht. Leider hat dies in letzter Zeit eine Aenderung erfahren. Ihre Untergebenen, obwohl tüchtige Leute, merken, daß die Zügel nicht so straff sind, und gleich giebt's Unordnung. Gestern ist im Sudhaus die ganze Sauc' beinahe verdorben, wenn ich nicht zufällig dazugekommen wäre. Ich hörte dabei, daß Sie seit drei Tagen sich dort nicht mehr hatten sehen lassen. — Andererseits erfuhr ich heute auf der Börse, daß Sie stark in Geste engagiert sind und wie mir erzählt wurde, eine erstaunlich hohe Summe am Ultimo werden zahlen müssen. — Nun, lieber Hegebart, dies alles im Vertrauen. Aber trachten Sie danach, daß das bald aufhört, und Sie wieder voll und ganz uns gehören, nicht der Spekulation und nicht — andren Dingen.“

Haslinger sprach ganz freundlich, aber er ließ doch dabei etwas die Herrensauf hervorsehen.

Hegebart murmelte etwas und empfahl sich; er kam sich vor wie ein Schulbub, der vom Lehrer abgekanzelt wird. Er, der Fünfunddreißigjährige!

Er eilte hinaus in sein Zimmer und kleidete sich um, dann ging er fort, um zu Frau Ebelein den schweren, aber notwendigen Gang zu thun.

Zufällig sah Direktor Haslinger vom Fenster, wie Hegebart zum Thor hinausging, und schüttelte betrübt den Kopf. Es hatte also nichts gemüht; nun, dann mußte man eben eine schärfere Sprache führen. Denn das ging doch nicht, der Hegebart tyrannisierte ja alles. Freilich war er eine Perle von einem Brauer. Aber, lieber Gott, — es giebt doch schließlich auch noch andre!

Plötzlich rief er einem Comptoirdiener zu:

„Gehen Sie schnell dem Bräumeister nach, ich ließ ihn fragen, ob's denn so nötig wär', daß er jetzt grad fortgeht.“

Der Bote lief und kam bald zurück: „Der Bräumeister sagt, er muß 'naus zu Frau Ebelein; er ist bald wieder da.“

Da wurde der Direktor ganz mild. Es ging ins große Comptoir hinüber zu Rosberger: „Wissen Sie, wohin unser Hegebart eben gegangen ist, — ganz auf eigne Hand und im schwarzen Rock? Zu Frau Ebelein! — Nun fange ich wieder an, zu hoffen. Warten wir's ab.“

„Gott sei Dank, Herr Direktor. — Ja, wenn das noch möglich wäre, das wäre freilich schön!“

„Sonst — ich hatte schon diese Tage an Ersatz gedacht. Der Bräumeister Unger von der Petersbrauerei ist zu haben, und zwar gleich.“

„Das wär' freilich einer, der nach unsrem Hegebart der beste ist, soweit ich München kenne. Aber — hoffentlich —“

„Ja, gewiß, hoffentlich ist's nicht nötig. Bis Abend muß es sich ja entscheiden. Schau'n wir zu, daß wir den Hegebart heut noch sehen, wenn er zurückkommt. Bin neugierig, was er für ein Gesicht macht.“

Sie hofften alle drei, Haslinger, Rosberger und auch Hegebart. Aber es war keine günstige Stunde, in der sie hofften. Denn eben hatte Frau Ebelein dem Drängen ihrer Tochter nachgegeben und beschlossen, die Villa zu verkaufen, um München für immer zu verlassen, wo der Fluch der Lächerlichkeit sie bedrohte.

Da kommt der Hegebart, gerade in dem Moment, wo Frau Ebelein ihn recht herzlich hassen mußte. Seine Unschuld, Aufrichtigkeit, seine kindliche Unbefangenheit wirkten das Gegenteil von der Absicht. — Die Unterhaltung ward sehr kurz, und Frau Ebelein wies ihm entrüstet die Thür. Und so kam er heim.

Im Zimmer setzte er sich an den Tisch und schrieb, ohne einen Moment zu zögern, seine Kündigung; wenn möglich, sei es ihm lieber, vor der Kündigungsfrist entlassen zu werden.

Den Brief sandte er ins Comptoir, er selbst zwang sich zur Arbeit, und warf sich erst spät aufs Lager. Ein wilder Trost schimmerte ihm in aller Not: er war jetzt so losgebunden, so einsam und freudlos wie Agathe, und vielleicht auch ebenso wenig bemittelt.

Er war weit in die Mittagshöhe des Lebens hinausgerückt und sah sich wieder heimatlos, — konnte wieder von vorn anfangen.

Nun nur eins: Agathe sollte ihm erhalten bleiben; denn stürbe sie jetzt — das Leben, was dann noch kommen könnte, war nicht werth, gelebt zu werden!

Am nächsten Morgen gab's einige Verhandlungen, aber Kasfl blieb fest. Und am Abend wurde er gefragt, ob es ihm recht sei, in vierzehn Tagen sich von seinem Nachfolger, dem Unger vom Petersbräu, ablösen zu lassen.

Ihm war's recht.

Der erste Mai kam, und Kasfl zahlte zum letztenmal seine Differenzen und glich sein Conto aus. Dann hatte er Konferenzen mit jenen Kapitalisten, und acht Tage darauf ward die Welt mit der Kunde überrascht, daß das Konfortium ein paar nebeneinander liegende Brauereien, wie Singerbräu, Thorbräu und noch eine, angekauft hatte und umbauen werde; die „Gesellschaft Brauerei Wittelsbach“ trat ins Leben, und ihr Direktor war Kasflulus Hegebart.

Aber nicht bloß technischer Direktor; denn was er und seine nun genesene Agathe zusammenthun konnten, das wandten sie an, um Anteile der neuen Gesellschaft zu kaufen, denn es war eine glänzende Unternehmung mit mächtigem Kapital und den besten Verbindungen; und, was ja allein Gold wert war, mit dem Hegebart an der Spitze.

Aber das war's noch nicht, was den Kasfl jetzt im Maiensonnenschein so hell und munter machte: das Freisein war schön, das Direktorsein war wohlthuend. Aber als er die genesene Braut vom Krankenhause abholte und nach Schliersee speidierte, wo sie bei Hubers, ihren Freunden, einen vollen Monat zu ihrer Kräftigung zubringen sollte: da schien's ihm, als sei heut zum erstenmale Frühling geworden, zum erstenmale in seinem Leben.

Nach den vier Wochen fuhr er hinaus zu ihr, und sie wurden getraut. Und dann machten sie eine kleine Reise miteinander ins Gebirg, das er noch kaum kannte; und er hatte die größte Sorge um sie, er fürchtete, sie könne ihre kaum geheilten Glieder im rüttelnden Wagen beschädigen. Aber sie lachte ihn aus, und streckte und reckte sich auf dem Wagen, wie sie durch blühende Thäler fuhr: sie war so gesund — so gesund! Sie bekam wieder Farbe in ihre Wangen; sie blühte wieder auf, in einer späten, langgehemmten Blüte; Kasfl meinte, sie werde an jedem Morgen schöner; und er hatte recht.

Welch ein unbändiges Glück!

Sie hatten sich in einem neuen Hause am Nsarquai eine lustige, sonnige Wohnung genommen; als sie einzogen, — es war Abend, und der Sommertag verglühte in sonnendurchleuchteter Stube, — da traten sie zuerst auf den Balkon und genossen die Aussicht. Und Kasfl hielt sein Glück fest umfaßt und griff nach ihrer Hand.

Sie lehnte den Kopf an ihn und schwieg, schauend, lauschend und träumend.

Da begann er, auf die Brücke weisend, die zu ihren Füßen den rauschenden Fluß überschritt:

„Schau, Agerl, da unten auf der Brücken bin i am erschten Abend gstanden, wie ich nach München kommen bin. Da hat mir d' Nsar z'ersch't gfallen, und i bin 'r treu blieben. Darfst aber net neidig sein. — Und da oben, drüben, am Berg, da ist die Ludwigsbrauerei gstandn, wo i schon amal gmeint hab, i war mei eigner Herr; 's war aber a böser Traum. Und da weiter rechts, wo die Auer Kirch her'schaut, da is der Nocherberg. Und no' weiter am Giesinger Turm, da is d' Mälzerei, wo i so lang g'wesen bin. Und da, rechts, schau, hinterm Nsarthor, siehst m'r genau 's Dach vom Hollerbräu. Und dort weiter vorn, wo's Dach abgedeckt is, das wird unser Bräuhaus, 's Wittelsbacherbräu. — So, da kannst mei ganzes Leben überschaun, vom Haberfelder bis zum Direktor.“

Agathe drückte sich fest an ihn: „Viele Jahr hat's braucht . . . wie wir zwei auch, — gel, Kasfl; aber jetzt dürf'n m'r 's nachholen . . .“

„Arbeit war's. Viel Arbeit; und das war's beste dran — bis auf . . . weist scho' was i' mein. — Gel, Agerl?“

Ehe das Sieden im Wittelsbacherbräu anfang, kam noch etwas neues dazu. Die beiden Gesellschaften, die vom Wittelsbacher und die vom Hollerbräu gingen eine Fusion ein. Direktor Haslinger verließ seinen Posten, und Kasfl ward auch hier Leiter des Ganzen.

„'s is nur, damit d' Leut' recht haben,“ sagte Kasfl lachend zu seiner Frau, „wenn's mi 'n Kasfl vom Hollerbräu nennen.“ —

Aus der musikalischen Woche.

Es hat manchmal fast den Anschein, als sei das Konzerttreiben dieses Winters der Masse nach geringer als das der vorigen Jahre; und ebenso scheint es manchmal, als neige sich diese Masse bereits gegen die klangliche Verminderung zu. Eine ganz genaue Statistik wird vielleicht beides bestätigen; doch sie würde wohl recht müßig sein. Und ein paar Stichproben, die wir angestellt, wirken nicht eben beruhigend. Wenn wir alle bloßen Unterhaltungskonzerte ausschließen und natürlich die erst recht gewichtigen musikalischen Theateraufführungen nicht mitzählen, und wenn wir auch nicht in Betracht ziehen, daß uns höchstwahrscheinlich manche Konzertankündigungen gar nicht bekannt geworden sind, so kommen wir zu folgenden probeweisen Zahlen. Sowohl am Donnerstag, den 21., wie auch am Freitag, den 22. Februar gab es je 7 Konzerte, darunter jedesmal zwei Kirchenkonzerte; am 7. Februar, Donnerstag, zählten wir neun Konzerte, darunter 3 kirchliche; und am Sonntag, den 17. Februar, gab es gar 10 und zwar nur weltliche Konzerte.

Unter dieser Fülle von mehreren Dutzend Musikgenüssen in der Woche — immer wieder von Theater und bloßer Unterhaltung abgesehen — eine Auswahl zu treffen, die einigermaßen den Vorzug des Charakteristischen hat, ist fürwahr nicht leicht. Um so mehr, als gute Konzerte meist wenig Neues bieten, und die Konzerte, die uns mit jüngeren Kräften, neuen Kompositionen usw. bekannt machen, für unsre Auswahl zwar im Vordergrund stehen müssen, jedoch zum „Unsichersten“ gehören. Vermeiden wir also den Besuch solcher Aufführungen, die so sehr Bekanntes und in der Art der Wiedergabe Verlässliches bringen, daß sich über sie fast schon im Vorhinein berichten ließe, so wird es doch gut sein, von Zeit zu Zeit auch zu ihnen zurückzukehren, wie zu einem Maßstab, an dem das weniger Sichere zu messen sein mag.

Mit solchen Gedanken besuchten wir wieder einmal einen der populären Quartett-Abende von Haller, Egner, Müller, Dehert. Sie haben sich die Aufgabe gestellt, zu einem verhältnismäßig — aber auch nur verhältnismäßig — billigen Preis Beispiele aus dem Schatz der klassischen Kammermusik vorzuführen. In welcher künstlerisch höchstehender, doch freilich auch etwas eingeschränkter Weise sie dies thun, haben wir schon früher hervorgehoben und am letzten Sonntag wieder bestätigt gefunden. Was sich an einer so vorzüglichen Darbietung „aussehen“ läßt, das zu verzeichnen erweckt leicht den Anschein der Ungerechtigkeit gegenüber dem vielmal Größeren, das anerkannt werden soll, und das im einzelnen zu würdigen uns kaum würde zu Ende kommen lassen. Mindestens aber darf die Eigenart dieser Quartettgesellschaft dahin gekennzeichnet werden, daß sie mit einer „Abgesättheit“ spielt, die eine Ergänzung durch kräftigere Klänge doch wohl vermischen läßt. Ein typischer Fall dessen, was man in einem übel berufenen engeren Wortsinn „Schönheit“ nennt! Beispielsweise könnte im zweiten Satz von Beethoven's C-dur-Quartett der Cellist sein Crescendo doch wohl zu einer gewaltigeren Höhe führen.

Bei einem solchen wertvollen Gesamteindruck liegt die Versuchung nahe, die Bedeutung der vorgetragenen Stücke historisch auseinanderzusetzen. Müßen wir uns dies im allgemeinen versagen, so darf doch noch ein Wort dem alten Cherubini (1760—1842) gegönnt werden, dessen diesmal gespieltes Quartett Es-dur wohl auch erfahrenen Hörern wie die Entdeckung eines neuen Reizes in einer bekannten Landschaft vorgekommen sein mag. Seine Themen sind, wie man z. B. aus der vielgehörten „Anacreon“-Overture weiß, nicht eben gewaltig, manchmal sogar so, als sei das gar keine rechte thematische Qualität. Und doch ist ihr Bau bemerkenswert kunstvoll; eine solche „durchbrochene“ Arbeit mit Tönen und Pausen, wie sie sonst besonders Beethoven eigen ist, findet sich nicht so bald wieder, und weist jedenfalls auch darauf zurück, daß Cherubini einer der in der Kompositionstechnik tiefstgebildeten Musiker war. Die zwei Mittelsätze jenes Quartetts sind schlechtlich denkwürdig. — Der letzte dieser Abende, 17. März, wird auch das freilich viel belamte, doch immer wieder zu hörende große Septett von Beethoven bringen. Eine andre, ähnliche Kammermusik-Gesellschaft, Bach, Birth, Hausmann, wird am 28. März u. a. ein minder berühmtes, doch über die Maßen schönes Werk vorführen, das gleich jenem Septett aus Streicher- und Bläserstimmen bestehende Octett von Schubert.

Ueber die Rolle, die im Berliner Musikleben die „Singakademie“ spielt, wäre am ehesten jetzt Gelegenheit zu sprechen, da ihre Direktion nach jahrzehntelanger Führung durch den verdienstvollen und hochgeehrten Professor Martin Blumner auf einen jüngeren, wenigleich nicht eben modernsten Komponisten, Georg Schumann, übergegangen ist. Von einer nötigen „Reorganisation“ dieses jedenfalls etwas altlichen Instituts war viel die Rede, und sein neuer Direktor wurde bereits als Erlöser gepriesen. Allerdings ist im Anfang einer solchen neuen Periode die Beurteilung der Frische und der reformatorischen Wirksamkeit des jungen Feldherrn schwer. Man weiß ja nicht, welche älteren Verpflichtungen er weiterführen muß, auch nicht, welcher Klinge Griff ihn zu einem Abwarten veranlassen mag. Wir hörten die Singakademie — das ist die das gleichnamige Gebäude besitzende musikalische Gesellschaft — unter der neuen Leitung zuerst bei der neuen Aufführung von Blumners „Abraham“ und zwar in der öffentlichen Hauptprobe. Nun ist auch über die musikalische Höhe der Leistungen des Chors gegenüber früher zu urteilen nicht leicht, da die Erinnerung an die vormalige Qualität zu sehr täuschen

lamm. Doch schien es uns in der That, als sei der Chor — der natürlich nicht ohne weiteres eine größere Frische der Stimmen bekommen kann — noch besser als vordem auf Genauigkeit, Zartheit usw. eingepaukt.

Im übrigen aber ging's wie früher und dilettete nach sonstigen Meldungen auch in der Hauptaufführung ebenso gegangen sein. Wieder waren, den Akt von Frau Keller-Wolter und etwa noch den als Baß verwendeten Bariton von Herrn Eweyl ausgenommen, die Solisten nicht eben Muster. Und wieder, wie fast immer bei Oratorien-Aufführungen innerhalb wie außerhalb der singakademischen Manern, die Vertretung mehrerer Partien durch je eine einzige Sängerkraft! Jener Bariton hatte zwei Basspartien zu singen und zwar sogar in einem Duett, in welchem er freilich beim Zusammenfinden sich auf eine beschränkte Mühle; die Sopranistin verjah gar drei sehr verschiedene Partien. — Auch die alte Rücksichtslosigkeit war wieder da, daß es bei der Probe, die doch ebenfalls Eintrittsgeld kostete, keine Programme gab.

Das aufgeführte Oratorium Blumners gehört schon durch die Wahl und durch die im Text recht inhaltsarme Durchführung eines alttestamentlichen Stoffes zu den Werken, zu denen Menschen von heute schwer ein innerliches „Rapport“ finden. Dazu dann das viele Schablonenhafte, rein Formale in der Komposition, das viele Gefühlloskalte, Blutlose, selbst bei melodischen Bestandteilen, und sogar manches bis zur Erinnerung an Bierfängertum Triviale in ihr — es bedarf eines geduldigen Abwartens und Abhörens der bedeutenderen Stellen, daß man allmählich die ernste Tüchtigkeit der Gesamtleistung und die über „Kapellmeistermusik“ hinausgehende Schönheit mancher Stücke daraus kennen und genießen lernt. An wohlklingenden Arien ist, neben leeren, nicht eben Mangel; die charakteristisch gedrückte Begleitung zu der einen („In meines Lebens reichsten Tagen“) verdient eine eigene Aufmerksamkeit; und der Chor „Erbebet, ihr Städte!“ beginnt zwar recht unoriginell, erhebt sich aber zu einer ganz beträchtlichen Höhe der Wirkung. — sz.

Kleines Feuilleton.

ie. Vereiste Bäume. Eine eigenartige Naturerscheinung hat Dr. v. Schrenk vor der Akademie der Wissenschaften in St. Louis beschrieben. Ueber den großen Teil der nördlichen Vereinigten Staaten ging vor einigen Wochen ein schweres Wetter nieder, bei dem das Regenwasser während des Fallens in der Nähe der Erdoberfläche sich in Eis verwandelte, so daß die Bäume mit einer dicken schweren Schicht von Eis vollständig überzogen wurden. Viele von ihnen vermochten die gewaltige Last nicht zu tragen und wurden davon so niedergebengt, daß ihre Spitzen den Boden berührten. Auf den von Dr. v. Schrenk aufgenommenen Photographien ist eine ganze Reihe von Bäumen in dieser Stellung zu sehen, teils Ahorne, teils Birken, die sämtlich mit der Spitze ihrer Krone auf dem Schnee der Straße lagen. Es war für einen Menschen unmöglich, die Spitze eines solchen Baumes überhaupt nur aufzuheben, geschweige denn sie in ihre ursprüngliche Stellung zurückzubringen. In dem ganzen weiten Gebiet, das von jenem Sturm getroffen war, hatten fast sämtliche Bäume in derselben Weise gelitten. Sie blieben auch in dieser gebeugten Stellung, bis nach etwa einer Woche das Eis zu schmelzen begann und dann richteten sie sich allmählich wieder auf. Die Birken erhielten wieder ihre terzengrade Haltung, die sie vor dem Sturm gehabt hatten, während die Ahorne sie nicht ganz wieder erlangen konnten. Dr. v. Schrenk hatte etwa 200 der eisbedeckten Zweige von verschiedenen Bäumen gewogen und festgestellt, daß sie nahezu zehnmal schwerer waren als im gewöhnlichen Zustande. Wenn die Zweige auch noch Eiszapfen trugen, war das Mißverhältnis des Gewichts noch bedeutender und in vielen Fällen hatte sich das Gewicht der Zweige auf das dreifache des gewöhnlichen Zustands gesteigert.

en. Eine neue Stadt in Norwegen. Im äußersten Norden der skandinavischen Halbinsel wird jetzt am Ofoten-Neerbufen ein neuer großer Hafen erbaut, der für die Ausfuhr des in Lappland massenhaft vorhandenen Eisens dienen soll. Besonders haben die Eisenbergwerke von Gällivara und Luosavaara in den letzten Jahren einen derartigen Aufschwung genommen, daß eine leichtere Ausfuhr des gewonnenen Eisens als eine dringende Notwendigkeit erschien. Der neue Hafen wird den Namen Victoria-Hafen erhalten, und sein ganzer nördlicher Teil wird mit einer Uferlänge von fast 1 Kilometer und den anliegenden Grundstücken ausschließlich für die Verschiffung der Erze aus diesen beiden Eisenbezirken bestimmt sein. Außerdem hat die norwegische Regierung ein großes Gelände auf der Südseite des Hafens angekauft. Der Bau geschieht nach dem Muster des amerikanischen Binnenhafens Duluth am Oberen See. Die Gesamtkosten für die Quais und andern Anlagen werden auf 3 300 000 Mark geschätzt, wovon für die Verschiffung der Erze bestimmten Quais allein 2 1/2 Millionen erforderlich werden. Auch die Pläne für die Anlage der zu dem Hafen gehörigen neuen Stadt sind fertig gestellt und viele Häuser und sogar einige Straßen bereits vollendet. Neuerdings sind übrigens wieder neue Eisenerzlager von gewaltigem Umfang im Gebiet von Lappmarken entdeckt worden, zu deren Ausnutzung bereits Schritte geschehen sind. Man erwartet von ihnen eine Produktion von 5000 Tomen bearbeiteten Erzes täglich. Einige Eisenerzlager sind für 400 000 M. von einer belgischen Gesellschaft angekauft worden, und verschiedene englische

und deutsche Sachverständige haben in letzter Zeit dieses Gebiet nach weiteren Schätzen an Eisen und andren Mineralien durchsucht und sollen zum Teil wichtige Funde gemacht haben. In Norwegen ist eine besonders günstige Gelegenheit zur Schaffung bergbaulicher Unternehmen gegeben, da der Funder eines Minerallagers, so weit es sich auf öffentlichem Grund und Boden befindet, zu dessen Ausnutzung ohne weiteres berechtigt ist, er hat nur die Pflicht, seinen Anspruch anzumelden und sich bescheinigen zu lassen. —

Theater.

Deutsches Theater. „Der Sieger“ von Max Dreher. — Es handelt sich wieder um ein Künstlerstück. Wieder ist der Held ein Künstler, der weder leben noch sterben noch schaffen kann. Er kämpft eine Weile mit ehrlichen Mitteln, giebt dann aber den Kampf und die Ehrlichkeit auf und wird Hoflieferant. Es ist auf die Dauer sehr schwer, derartige Stöße zu ertragen. Wenn ein Künstlerschicksal uns interessieren soll, muß es bedeutend sein, und eben damit hapert es. Man wird bei Dreher das Gefühl nicht los, daß im letzten Grunde ein Dilettant von Dingen der Kunst spricht und so feierlich thut, eben weil er ein Dilettant ist. Der erste Akt ist noch am frischesten geraten, vielleicht weil er an der Ostsee spielt; die Menschen, die wir hier kennen lernen, sind zwar konventionell gezeichnet, aber sie haben wenigstens den Vorzug, daß sie keine Künstler sind. In einem Stück, in dem fortwährend von Kunst gesprochen wird, ist es erfrischend, auch einmal einem Seemann zu begegnen. Wenn man den Künstlerdramen glauben wollte, hat in der Welt nur die Kunst Bedeutung; alles dreht sich um sie, alles hängt von ihr ab, alles wird durch sie entschieden. Das wirkt im „Baumeister Soluch“ bedeutend, bei Dreher wirkt es affektierend. Ich glaube nicht an seine Künstlerschmerzen und an seine Künstlerzweifel. Er hat im „Probekandidaten“ eine so gesunde Banalität gezeigt, daß ich im Grunde erlaube bin, ihn so gewissenhaft und ernst zu finden. Er kann unmöglich je den Ernst der Kunst empfunden haben, weil er ihn sonst nicht aufgegeben hätte. Dann aber sollte er sich auch von Stücken fernhalten, die den ganzen Ernst der Kunst enthalten müssen, wenn sie stark und echt wirken sollen. Man soll im Hause des Gesekten nicht vom Strick reden, und in einer Premiere von Dreher sollte möglichst wenig von der Verwerflichkeit des künstlerischen Kompromisses gesprochen werden. — Den Schauspielern des Deutschen Theaters bot das Stück keine Aufgaben, in denen sie sich von einer neuen Seite hätten zeigen können. Daß sie gut spielten, versteht sich ja schließlich von selbst. An ihre Gestaltungskraft und Phantasie hatte Dreher sehr bescheidene Ansprüche gestellt. — E. S.

Erziehung und Unterricht.

— **Mittelalterliche Schulstrafen.** Stod und Rute gehörten zu den unentbehrlichsten Hilfsmitteln des mittelalterlichen Unterrichts und Schläge waren das tägliche Brot der Jugend. Das Siegel der Schule zu Högter stellt einen Lehrer dar, der die Rute über einem knieenden Knaben schwingt. Thomas Platter kam mit neun Jahren zu einem Pfaffen in die Schule. „Der schlug mich grausam übel, nahm mich vielmale bei den Ohren und zog mich vom Herd auf, daß ich schrie, wie eine Gels, die am Messer steket, daß oft die Nachbarn über ihn schrien, ob er mich wollte morden.“ Ja noch Schlimmeres drohte den Schülern, sie mußten sogar Spülwasser trinken oder mußten an den Hundetrog! Johannes Buzbach erzählt in seiner Selbstbiographie, daß er wegen hartnäckigen Schulschwänzens und Betrügens seiner Eltern an eine Säule angebunden, und während seine Kameraden ein Lied sangen, jämmerlich gepeitscht wurde. Aber auf Klage der Mutter ward der Lehrer zum Büttel degradiert. Brave Kinder sollen es gewesen sein, welche die Rute nach der Strafe lühten. . .

Außer Antenschreien gab es noch eine große Zahl anderer Strafen. Die Kinder wurden an den Schulbranger gestellt, mußten unförmliche Mühen aufsetzen, den Kopf durchs Schandmäntelchen stecken, auf Erbsen knien, knieend Abbitte leisten, sich im hintersten Winkel stellen, Strick und Noßkette um den Hals tragen, als wären sie schwere Verbrecher. Sehr verbreitet war die Strafe mit dem Schulesel. Entweder mußten sich die Kinder auf einen lebensgroßen geschnittenen Esel setzen, mit einer Eselstappe angethan und mit einer Rute in der Hand, oder es wurde dem Verbrecher eine Tafel, darauf ein Esel dargestellt war, um den Hals gehängt. Mit dieser wurde er vor die Schule gestellt oder mußte sie sogar nach Hause tragen.

Einsichtige Obrigkeiten nahmen sich aber manchmal der armen Kinder an. Der Rat von Hflingen verordnete 1548, daß der Lehrer seine Schüler nicht an den Kopf schlagen, sie weder mit Zahen, Schläppen, Maultaschen und Haarrupfen noch mit Ohrumbrehen, Nasenschellen und Hirnbaken strafen, keine Stöße und Kolben zur Züchtigung brauchen, sondern allein das Stckfleisch mit Ruten streichen solle. Nehulich lautet eine kurpfälzische Verordnung aus dem Jahre 1766. (Aus: Hans Boesch: „Kinderleben in der deutschen Vergangenheit“. Leipzig. Eugen Diederichs.) —

Aus dem Tierleben.

— **Orientierungssinn der Vriestauben.** Die in Tourree erscheinende „Revue colombophile“ veröffentlicht den außerordentlichen Fall zweier Tauben, die, ohne dazu besonders trainiert zu sein, den Weg zu ihrem 360 Kilometer entfernten Schläge unter erschwerten Umständen zurück fanden. Es waren

zwei Männchen, die ein Pariser ganz jung geschenkt erhielt und auf seinem Hofe unter dem übrigen Geflügel umherfliegen ließ. Nach 3 1/2 Jahren brachte er sie nach dem Périgord und hielt sie einen ganzen Monat gefangen, damit sie nicht nach Paris zurückfliegen möchten. Sie paarten sich daselbst, ihre Weibchen hatten Eier und Junge, aber sobald sie freigelassen wurden, verschwand erst das eine und bald darauf auch das andre Männchen, und sie kamen nach zwei resp. drei Tagen in ihrem Pariser Schläge wieder an. Es war also ihr erster Versuchflug, den die 3 1/2 Jahre alten Vriestauben, ohne dazu besonders erzogen zu sein, mit solcher erstaunlichen Sicherheit, noch dazu nach längerer Einsperrung, vollführten, während man sonst bei der regelmäßigen Zucht mit Enfernungen von 2-3 Kilometer anfängt. Handelte es sich um einen Fall, so würde man von einem Wunderkinde sprechen, da es aber gleich zwei Tauben waren, die den Weg zu verschiedenen Zeiten zurückfanden, so scheint ein Leberschreiten verbreiteter Fähigkeit eben so wenig wie ein Zufall obgewaltet zu haben. Das genannte Journal sucht zur Erklärung einen sechsten Sinn herbeizuziehen, den Bonnier im inneren Ohr, Chon in den Nasenhöhlingen sucht, allein es läßt sich in Wirklichkeit kaum ein anderer Schluß machen als der, daß bei guten Rassen der Orientierungssinn angeboren sein muß, worin er auch bestehen möge. — („Prometheus.“)

Humoristisches.

— **Goethe als Retter.** Schauspieler (zum Schusterjungen, der ihm eine Rechnung bringt): „Kennst Du das Land, wo die Zitronen blühen? — — Nicht?! — — Na, dann schau, daß D' u austommst!“ —

— **Der Proj. Bankier** (zum Buchhändler): „Ich möchte mir eine Bibliothek einrichten; sagen Sie, was kosten so 400 Bücher?“ —

— **Unbeholten.** „Da geht ja der Tanzlehrer Varentritt, was hat er denn da für einen jungen Menschen bei sich?“

„Ach, das ist ein ganz besonders ungeschickter Schüler, dem giebt er die Tanzstunde draußen vor'm Thor, weil da mehr Platz ist!“ — („Lust. Bl.“)

Notizen.

— „Frau Agna“, der neue Roman Heinz Tobotes, ist soeben bei Fontane u. Co., Berlin, als Buch erschienen (Preis 3,50 M.) —

— **Max Dreher's neues Schauspiel „Der Sieger“** ist soeben als Buch im Heimatverlage bei Georg Heinrich Meyer in Berlin erschienen. —

— Zwischen Emanuel Reicher und Direktor Brahm schweben Verhandlungen über einige streitige Punkte. Sollten die Verhandlungen zu einer Einigung führen, so dürfte Reicher dem Verbands des Deutschen Theaters erhalten bleiben. —

— **Dr. Martin Zidel** ist vom Residenz-Theater engagiert worden. Er soll die Bühnenwerke neuer und unbekannter Autoren in Mittagsvorstellungen, meistens Sonntags, in Scene setzen. —

— **Das Schiller-Theater** bringt am 11. März Ernst Wicherts Lustspiel „Ein Schritt vom Wege“ zur Auf-führung. —

— Die Premiere von „**Käthe Wandel**“ im Velle-Alliance-Theater (Seceffionsbühne) ist auf den 4. März ver-schoben worden. —

c. Die mit so großer Aklame in Scene gesezte Tournee der Sarah Bernhardt und Coquelin durch Amerika scheint mit einem entschiedenen Fiasko zu enden. — Das Ende aller reisenden Größen. —

— Im **Metropol-Theater** geht am 2. März die Posse „**Man lebt ja nur einmal**“ zum erstenmal in Scene. —

— „**Der Familienlump**“, ein Wiener Volksstück von Oskar Franz, hatte bei der Erstaufführung am Wiener Stadt-Theater einen starken Erfolg. —

— Die Direktoren Hofpauer vom Theater des Westens und Anger haben die Absicht, im **Luisen-Theater** billige Opern-vorstellungen zu geben. Mit Lorchings „**Waffen Schmied**“ wird heute, Donnerstag, der Anfang gemacht. Von dem Erfolge dieser Oper wird es abhängen, ob zweimal wöchentlich bis Ende Mai regelmäßig vollstimmliche Opern gespielt werden sollen oder nicht. —

t. Eine wichtige astronomische Entdeckung ist dem Wiener Astronomen Oppolzer gelungen. Sie bezieht sich auf den Planeten Eros, der von allen kleinen Planeten der Erde am nächsten steht. Oppolzer hat nun beobachtet, daß der Eros umerhalb weniger Stunden seine Helligkeit nicht merklich verändert. Es wäre dies eine höchst merkwürdige und zunächst noch unerklärliche Erscheinung, und darum sind alle Astronomen aufgefordert worden, möglichst viele Beobachtungen des kleinen Planeten mit Bezug auf seine Lichtstärke anzustellen. —

— Die IX. Allgemeine Versammlung der Deutschen Meteorologischen Gesellschaft findet am 1., 2. und 3. April in Stuttgart statt. —

— **Petroleumquellen** in Persien. Deutsche Bergingenieure sollen in der Nähe von Astarabad am Kaspijsee reiche Naphthalager entdeckt haben. —